



Um ein Weib.

Novelle von Nora Perry, deutsch von Hans Werner.
(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Daß er ein Mann war, den man liebte, ohne an ihm Gefallen zu finden.“

Boll Interesse hob Jessie den Blick.

„Ja, das mag sein. Ich vermag es zu begreifen, obwohl ich nie geglaubt hätte, daß man derartige Empfindungen von einander trennen kann.“

Ich glaube auch, daß Du es begreifst, denn meiner Meinung nach ist Dein Liebster von derselben unliebenswürdigen Art, dachte Rushton, als er den Ausdruck der Ueberzeugung in ihrer Miene las.

Für Frau Wainright, die in ihrem Leben nie eine Zeile von Thoreau gelesen hatte, und die Emerson nur dem Namen nach kannte, wäre das alles völlig unverständlich gewesen. Diese Art von Unterhaltung war es, von welcher Frau Wainright zu ihrem Gatten gesprochen hatte, es war ihr indeß unbegreiflich, worin für ihre Schwester dabei der Reiz lag.

John Goodwin stand in Jessies Gedanken in so naher Beziehung zu diesen Büchern von Thoreau, daß sie, hatte sie einmal jemanden gefunden, der deren Inhalt kannte und verstand, gern immer wieder darauf zurückkam. Nach und nach erweckten die total von den ihren abweichenden Urtheile und Schlüsse bei ihr neue Ideen und regten neue Gedanken an. Für Rushton war dieses jüngere, frischere Gemüth voll Originalität und Selbständigkeit, auf das hier und da ihre unglückliche Erfahrung einen Schatten warf, nachdem er erst einen Blick hineingethan hatte, von eigenem Interesse.

Lieber Himmel! was das Mädchen alles glaubt; und wie viel die arme Seele hat lernen müssen! dachte er eines Tages als sie, ihm verschiedene optimistische Ansichten mit mehr als gewöhnlichem Ernste entwickelte. Er gab seinen Gedanken in halb scherzhaftem Tone Ausdruck. Sie aber hörte nur den Scherz und nicht die versteckte Freundlichkeit und versetzte plötzlich:

„Sie lachen immer über mich, Herr Rushton, wenn ich ernsthaft über etwas spreche. Glauben Sie an keinerlei Enthusiasmus?“

„Ich glaube allen Ernstes daran; und ich habe auch nicht über Sie gelacht, ich versichere Sie. Wenn es Ihnen so erschien, so ist nur die Ungeschicklichkeit eines alten Mannes schuld daran, den der Enthusiasmus manchmal ein wenig erschrickt.“

Jessie wußte nicht recht, wie er's meinte; und nachdem sie ihn einen Augenblick bestürzt angesehen, fragte sie auf einmal:

„Herr Rushton, woran glauben Sie eigentlich?“

Etwas überrascht ruhte sein Blick auf ihr und nach einem kurzen Moment entgegnete er ohne eine Spur des leichten Tones von vorhin:

„Ich glaube an Unschuld — und Unwissenheit.“

Zu seiner Verwunderung stieg es purpurn in ihren Wangen empor und sie rief aus:

„Herr Rushton, ich bin kein unwissendes Kind. Sie sprechen, als wenn —“ Sie hielt zögernd inne, und statt den angefangnen Satz zu vollenden, fügte sie eifrig hinzu: „Ein sehr kluger Mann, ein Freund meines Vaters sagte einmal: „Es ist nicht Unschuld allein, was uns noth thut, sondern auch Edelmoth.““

Ein Augenblick des Stillschweigens trat ein. Rushton blickte den Pfad zum See entlang, von wo es silberglänzend in kristallener Klarheit herüberblinkte. Als er sprach, lag in dem Tone etwas von unterdrückter Heftigkeit, die auf Zorn hätte schließen lassen, wenn der düstere Ernst seiner Miene dem nicht widersprochen hätte.

„Sie mißverstehen mich vollkommen,“ sagte er. „Nicht zu dem unwissenden Kinde, wie Sie meinen, sprach ich, und ich bin mit ihrem klugen Manne, was Unschuld und Edelmoth anlangt, vollkommen einverstanden; aber vielleicht werden auch Sie, sind Sie erst vierzig Jahre alt, die unvermeidliche Erfahrung bereuen, die Ihnen in Bezug auf manches Ueble geworden. Es mag sein, es ist ohne Zweifel ein Theil der Lebensdisciplin, wie Moralisten und Philosophen sagen, und das Resultat ist am Ende das unvermischte Gute; aber die unmittelbaren, in dieser Welt sichtbaren Resultate sind zu oft unheilvoll, als daß man anders als voll Mitgefühl sie für andere voraussehen sollte. Ihre Ideen, Ihre Lebensanschauung, sind, wie es in Ihrem Alter nur zu natürlich, optimistische. Es wäre ungeheuerlich, wenn dem nicht so sein sollte. Aber wenn ein Mann von meinem Alter solchen Ideen begegnet, blickt er unwillkürlich nach rückwärts; und dieses Rückwärtschauen — mag — nein, muß — Kummer und Reue bringen, oftmals auch noch einen tieferen Schmerz. Diese Empfindung war es, die mich so zu Ihnen sprechen ließ. Bei Ihren Worten hatte ich das Gefühl, daß nichts erwünschter sei als Unschuld und Unwissenheit.“

Die letzten Worte waren mit einem Anflug trüber Leidenschaftlichkeit gesprochen. Gleichzeitig hatte er sich erhoben und begann auf und nieder zu gehen, indem er, die gleiche Leidenschaftlichkeit in jeder Bewegung, die herabgefallenen Blätter niedertrat. Jessie versuchte weiter keine Frage; sie trug kein Verlangen danach. Ihre Erregung war völlig erloschen, erstickt durch die düstere Heftigkeit, die sie hervorgerufen hatte. Sie glaubte schon, daß der Gegenstand verlassen wäre; aber nach wenigen Minuten hielt der ruhelose Wanderer inne und wandte sich ihr mit ganz veränderter Miene zu.

Ein halb spöttisches Lächeln lag auf seinen Lippen, als er sie anredete:

„Wie kommt es, daß junge Leute die leiseste Anspielung auf ihren Mangel an bitterer Erfahrung stets übel aufnehmen? Es giebt eine Zeit, wo Mann und Weib sich des natürlichen, in ihrer Jugend begründeten Mangels zu schämen scheinen.“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Jessie mit einem leisen Lächeln. „Vielleicht weil man uns die Erfahrung achten lehrt und wir wissen, daß ältere Leute uns darüber überlegen sind; und jeder strebt ja nach Ueberlegenheit irgend welcher Art.“

„Sie begründen das recht hübsch, wirklich recht hübsch; aber das beweist, daß bei dieser Belehrung die gehörige Unterscheidung fehlt. Ich bin lange der Meinung gewesen, daß die Belehrung über den Werth der Unwissenheit in mancher Beziehung von wohlthätiger Wirkung wäre.“

„Manchmal,“ versetzte Jessie gedankenvoll und ohne seine letzten Worte zu beachten, „begegnet der Jugend eine bittere Erfahrung, ohne gesucht oder gewünscht zu werden. Ich glaube, selbst eine beschränkte Erfahrung dieser Art macht den Menschen reifer.“

Bei diesen Worten warf Rushton einen kurzen Blick auf das Mädchen. Sie denkt an ihr kleines Mißgeschick mit dem überschwänglichen jungen Fant, der ihr Thoreau vorgelesen hat, dachte er. Im nächsten Augenblick bemerkte er:

„Es kommt darauf an, was Sie bittere Erfahrung nennen. Ich würde keine der gewöhnlichen Täuschungen in — nun, sagen wir, in der Schätzung des Charakters derjenigen, die wir unsere Freunde nennen, als bittere Erfahrung ansehen, wie ganz junge Personen es immer thun.“

Staunen und Widerspruch im Blick, erhob Jessie das Antlitz.

„Was nennen Sie denn bittere Erfahrung!“ fragte sie.

„Ich nenne das bittere Erfahrung, wenn jemand durch Umstände und eigenes Verschulden sich selbst und andere auf unheilbare Weise schädigt.“

„Das mag die bitterste Erfahrung sein, doch macht das wohl Täuschungen anderer Art nicht minder bitter.“

„Glauben Sie? Nun, ich hoffe, Sie werden nie Anlaß haben, anders zu denken. Doch lassen Sie mich noch eins sagen — was Sie auch durch Irrthümer in der Schätzung Ihrer Freunde gelitten haben mögen, nehmen Sie mein Wort darauf, in Ihrem Alter ist die Bitterkeit nicht unverwischbar. In der Jugend sind Täuschungen der Art Sache des Gefühls, und Gefühle wechseln.“

Jessie fühlte ihre Thränen emporsteigen, doch unterdrückte sie energisch die Umwandlung zum Weinen, erhob sich und wandte sich kurz weg.

Oh, wie engherzig, wie mitleidslos er ist! dachte sie ungehalten. Er denkt, weil er gewisse Gefühle überwunden hat, daß jeder sie überwinden könne.

James Rushton hatte die hervorgerufene Wirkung nicht beabsichtigt. Er hatte den aufrichtigen Wunsch, einen Dienst zu erweisen und nicht eine Wunde zu schlagen; allein er betrachtete die Dinge von einem Standpunkt, der ihr so fremd war, daß es ihr unmöglich war, zu begreifen, daß er nicht aus Mangel an Gefühl so sprach, bald erkannte er, worin er fehlgegangen war.

Welch ein naseweiser Thor ich gewesen bin! monologierte er; als wenn solch ein Rath hätte angenommen werden können. Das könnte sie sich auch selbst sagen. Ich bin nicht nur ein naseweiser, sondern auch ein zudringlicher Thor gewesen.

Nur zu natürlich war es, daß die Unzufriedenheit über sein Benehmen seinem ganzen Wesen einen freundlicheren Anstrich verlieh, sobald sie sich wieder trafen. Auch Jessie, die beständig des herben Rathes gedachte, konnte nicht umhin, sich in Gedanken mit dem Manne zu beschäftigen, dessen Herbigkeit, wie sie nun sah, unbeabsichtigt gewesen war. Wochenlanges freundliches Einvernehmen hätte die beiden einander nicht näher bringen können, als diese kleine Meinungsverschiedenheit es gethan hatte. Der Mann hatte das Gefühl, als hätte er muthwillig ein unschuldiges Wesen verletzt, um seine eigene Klugheit zu beweisen, und seine Reue offenbarte sich in einer ungewohnten Nachgiebigkeit und Freundlichkeit, die ihn zeitweise seine reservierte Haltung vergessen machte. Das Mädchen,

verletzt und traurig, dachte wie an einen bedauerlichen Verlust an die angenehmere und weniger zu Meinungsdivergenzen Anlaß gebende Unterhaltung vordem zurück. In diesem Gemüths-zustand erschien ihr die neue Sanftmuth, mit welcher er ihr begegnete, als eine so angenehme Ueberraschung, daß jede Spur einer noch vorhandenen Empfindlichkeit davor verschwand, und die Liebenswürdigkeit ihres Entgegenkommens empfand Rushton als besondere Großmuth.

Sie ist nicht weibisch, wie so viele ihres Geschlechtes, sondern weiblich sagte er sich. Und danach folgte sofort der Gedanke: Was für ein Fant muß dieser Goodwin gewesen sein.

IV.

Die Zeit geht in den Wäldern nicht so schnell dahin wie in der Stadt. Ein Tag in den Wäldern, hat er auch keineswegs bleierne Schwingen, darf als dreimal so lang angesehen werden, weil er frei ist von all dem Zwange, welcher eine Beilage der konventionellen Civilisation ist. Obgleich in Wirklichkeit kaum vierzehn Tage seit Harrys Unfall vergangen waren, schien es Jessie und ihrem Neffen darum doch, als wären sie mit Rushton viel länger bekannt, als es in Wirklichkeit war. Harry hinkte am Ende der beiden Wochen noch ein wenig und bedurfte noch der Unterstützung und Pflege, und dabei waren es gewöhnlich Rushton oder Jessie, die sich seiner annahm. Mark machte keinen Versuch, auf Erfüllung seiner Vaterpflichten zu bestehen; als er den Knaben so zufrieden und wohl versorgt sah, machte er sich vielmehr mit großem Vergnügen die Situation zu Nuze und ging seine eigenen Wege zur Jagd und Fischfang oder auch nach dem Hotel hinauf, um seine Postfächer zu holen, wie es sich eben machte. Es war die Rede davon gewesen, nach dem eigenen Lagerplatze zurückzukehren, sobald Harry sich fortzubewegen vermochte. Das Mißvergnügen, mit welchem der Knabe diese Mittheilung aufnahm, und die stumme Bitte, mit welcher er dabei zu seinem neuen Freunde aufschaute, mußten diesen dazu bewegen, seine Gastfreundschaft noch für weiter anzubieten. Dieses Anerbieten wäre indeß nicht angenommen worden, hätte sich nicht der Appetit des Kleinen schon bei der Aussicht auf einen Wechsel vermindert. Nicht nur war es ihm unlieb, Rushton zu verlassen, zu welchem er einige Zuneigung gefaßt hatte, er wußte auch, daß er manche andere Unnehmlichkeit würde aufgeben müssen. Er hatte eine wahre Schatzkammer in der Hütte und dem Zelte gefunden — einfache Dinge, die aber dem städtisch erzogenen Knaben unendliches Vergnügen bereiteten. Dann lag das Haus nach dem See hinaus. Das war schon an sich ein großer Reiz und ein Vortheil für Harry und Grund genug, auch ohne alle anderen, um ihn dem Weggehen abgeneigt zu machen.

Als Frau Wainright von dieser Verzögerung hörte, war sie innerlich erfreut, von außen aber drückte sie ihrem „freundlichen Wirth“ ihr lebhaftes Bedauern aus. Es wäre zu schlimm. Seine Gastfreundschaft würde bis auf's Aeußerste in Anspruch genommen u. u. alles in ihrer verbindlichen Art hervorgebracht. All das hörte Rushton mit kühlem Ernst an, der gewiß nicht ermutigend war, und die konventionellen Phrasen seiner Entgegnung konnten kaum herzlich genannt werden. Daß ihr „freundlicher Wirth“ sie nicht bewunderte, wie er hätte sollen, war ihr dabei vollkommen bewußt, ebenso daß er fast bis zur Rauheit kalt gewesen; aber daß die Interpretation für sie nachtheilig war, — daß er für einen Augenblick Argwohn schöpfte, daß er die glänzende Außenseite ihrer Liebenswürdigkeit durchschaute — davon hatte sie nicht die entfernteste Ahnung. Als Harrys Zustand sich gebessert hatte, waren ihre Besuche immer seltener geworden. Ich bin dort nicht nöthig, ich bin vielmehr im Wege, tröstete sie sich.

Eines Tages erwachte Mark plötzlich zu der Erkenntniß, daß seine Frau sich immer weniger sehen ließ. Er riß sich mit kräftigem Entschluß von den Reizen von See und Wald los und machte sich daran, gewisse Dinge von anderer Natur in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen. Das Resultat war eine Aufforderung an seine Frau, Jessie zu sich nach Rineo zu nehmen, da Harry ihrer Pflege nicht mehr bedürftig sei.

„Was! Du willst Jessie los sein?“ fragte Frau Wainright.

„Sie los sein? Nein; aber ich dünkte, daß es unter den

Umständen wohl am besten wäre, wenn Du sie zu Dir ins Hotel nimmst."

"Unter welchen Umständen?"

"Helene, Du weißt ganz gut, was ich meine. Wir befinden uns auf fremdem Grund und Boden, nicht?" bemerkte er erregt.

"Rushton hat doch nicht das Land ringsherum gekauft, wie?"

"Und ich glaubte, Du würdest es für schicklich halten, zumal kein Grund vorhanden ist, Fessie länger bei uns zu behalten," schloß er, ihre scherzhafte Frage überhörend.

"Kein Grund! Mark, mir scheint, Dein Gedächtniß beginnt schwach zu werden. Rieth der Doktor nicht, daß Fessie draußen — in den Wäldern leben sollte? Und sieh sie nur an, wie sie dabei gedeiht. Ich habe nie gewußt, daß Du so am Konventionellen hingst. Noch vor Kurzem kamst Du Dir ja genug vor zum Schutze Fessies."

"Ja, aber jetzt —"

"Als ob eine Unschicklichkeit darin liegen könnte, daß Fessie bei Dir und Harry bleibt! Sie steht zu Dir fast eben so gut in dem Verhältniß eines Kindes wie Harry; und Du nimmst Vaterstelle bei ihr ein."

"Vielleicht glaubst Du, daß auch Rushton bei ihr Vaterstelle einnehmen könnte!"

"Ich denke, wir haben das Alles bereits besprochen. Aber ich werde Dir sagen, was ich thun will. Ich werde morgen hinauskommen und sehen, ob Fessie gern mit mir gehen will."

Fessie begrüßte ihre Schwester mit großer Herzlichkeit.

"Ich begreife nicht, wie Du in dem Hotel bleiben kannst, wenn Dir dieser reizende Ort offen steht," bemerkte sie zu Frau Wainright.

"Er hat für mich nicht die nämlichen Reize wie für Dich. Du weißt, ich habe nie das Leben draußen geliebt wie Du. Aber wie wohl Du aussiehst, Fessie."

"Ja, ich fühle mich wie neugeboren. O, ich kann weite Spaziergänge machen und habe gelernt, ein Canoe führen."

"Sieh mal an! Ich hoffe, Du wirst nicht umkippen, — Canoes kentern so leicht."

"O, ich fahre natürlich nicht allein."

"Nun, wenn Jeremiah dabei ist, bin ich ohne Sorge."

"Jeremiah! O, mit Jeremiah fahre ich gar nicht. Jeremiah hat's mich auch nicht gelehrt, sondern Herr Rushton. Und er ist ein viel geschickterer Canoeführer. Jeremiah sagt, er sei der beste, den er kenne, außer den Indianern."

"Sehr schön, wenn Herr Rushton den See so genau kennt, wird er Dich wohl auch in seine Obhut nehmen können. Ist er noch so steif und unbeholfen und unliebenswürdig wie früher, Fessie?"

"Er ist ganz und gar nicht steif und unbeholfen, wenn man ihn nur erst kennt, Helene. Manchmal ist er wohl etwas abstoßend und geradezu, aber sonst die Güte selbst."

Frau Wainright blieb den Tag über und Fessie dachte dies und jenes zu unternehmen. Auch eine Bootfahrt stand auf ihrem Programm. Als sie alle ihrer Meinung nach nöthigen Vorbereitungen getroffen hatte, fand sie, daß an Stelle Rushtons Jeremiah in dem Canoe stand.

"Er ist mit dem Indianer Dave hinter einem Hirsch her, darum bin ich gekommen," erklärte Jeremiah.

Fessie schaute mißvergnügt drein. Frau Wainright hob die Augenbrauen.

Ein Gewitter lag in der Luft und ließ für den Nachmittag, wo Frau Wainright ins Hotel zurückkehren wollte, ein Unwetter besorgen.

"Wenn es regnet, kommt es bald mit einem Donnerwetter herunter," behauptete Jeremiah mit Entschiedenheit.

Frau Wainright hielt es nicht für weise, sich einer Ueberchwemmung auszusetzen. Außerdem hatte sie ihre Mission noch nicht beendigt. Es erwies sich indeß, daß Jeremiah sich in seiner Berechnung geirrt hatte. Nur ein kleiner Schauer zog schnell vorüber, aber es war bereits zu spät, um ins Hotel zurückzukehren, und die Folge war, daß Rushton, als er früh am Abend von seiner Hirschjagd heimkehrte, Frau Marks belebte Miene im Scheine des Lagerfeuers gewahr

(Fortsetzung folgt.)

wurde. Mark war in seinem Element. Mit Hilfe Fessies und Jeremiah's war es ihm gelungen, ein recht appetitliches Abendbrot zu bereiten. Der Duft des Kaffees wehte dem herantretenden Rushton freundlich entgegen.

"Ah! da sind Sie ja," rief ihm Mark launig entgegen, „kommen gerade zu rechter Zeit. Ich dachte mir schon, daß Sie bald hier sein müßten. Na, Fessie, beeile Dich mit dem Kuchen.“

Fessie brachte einen Teller mit heißen, knusperigen Pfannkuchen herbei. Die Wangen waren ihr vom Feuer geröthet und in den Augen lag ein dunkler Glanz. In der weißen hohen Schürze glich sie mehr einem Kinde als einer jungen Dame von zwanzig Jahren. Mit offenem Lächeln schaute sie zu Rushton auf.

"Sehen Sie," rief sie stolz und hielt ihm die Kuchen entgegen; „ich habe sie alle selbst gebacken nach Ihrem Rezept.“

Er sog den Duft ein und nickte anerkennend.

Hm, kommentierte Frau Wainright bei sich, ganz und gar nicht steif und unbeholfen, wenn man ihn erst kennt.

Das Abendessen war in jeder Hinsicht gelungen. Wenn Rushton früh am Tage Frau Wainright ausgewichen war, so fügte er sich doch in die Situation, in welcher er sich nun befand; und konnte er auch nicht als ein besonders lebhaftes Element in der Gesellschaft angesehen werden, so zeigte er sich beim Kaffee, der Forelle und Fessies Kuchen möglichst gefellig. Später, als er und Mark ihre Pfeifen angezündet hatten, hörte er mit Geduld, wenn nicht gar Vergnügen dem leichten Plaudern von Marks Frau zu. Nach und nach aber wanderte sein Geist zu andern Dingen. Der Tag war lang und ermüdend gewesen, und ehe er es merkte, war er eingeschlummert. Das Fallen eines großen brennenden Holzschreies und ein Ausruf aus der Gesellschaft erweckten ihn.

"Ging mit dem Kutscher ihres Vaters durch," hörte er Frau Wainright sagen. „Das kommt jetzt recht häufig vor. Ich kann es dem Vater gar nicht verdenken, daß er mit ihr nichts mehr zu thun haben will.“

"Die Zeitung schreibt, daß der Mann recht intelligent und nicht ohne einige Erziehung ist," warf Mark ein.

"O, Mark, suche doch keine Entschuldigung für solch eine Mesalliance."

"Entschuldigung! Ich entschuldige es ja gar nicht."

"Es ist nicht so schlimm, als wenn man nur des Geldes und der Stellung wegen heirathet, wie Grace Upton es gethan hat," bemerkte Fessie.

"O, Fessie, wie kannst Du?"

"Es ist aber nicht so schlimm, Helene. Dieses Mädchen hatte doch eine wahre Neigung für den Mann, welchen es heirathete. Grace verkaufte sich dagegen für Geld und einen Namen."

Rushton neigte sich vor, um seine Pfeife wieder anzuzünden und Frau Wainright erzählte ihm den Fall und wollte seine Ansicht hören. Er äußerte sie mit einer Entschiedenheit, welche sie in Erstaunen setzte.

"Ich halte es für verächtlich, wie man es auch ansehen möge. Ich bin mit Ihrem Fräulein Schwester durchaus nicht einverstanden darin, daß es überhaupt wahre Neigung gewesen. Vielmehr bin ich der Meinung, daß das junge Mädchen thöricht und selbstüchtig gehandelt hat. Ihre einzige Nahrung sind ohne Zweifel schlechte Romane gewesen, und das ist nun der Erfolg davon. Wenn sie gut erzogen und von Ihren Eltern sorgfältig behütet worden wäre, hätte das nicht passieren können. Ich habe weder Nachsicht noch Sympathie für Heirathen dieser Art."

"Aber Herr Rushton," — und Fessie neigte sich eifrig vor — „so schlimm es auch sein mag, ist es nicht besser als die Heirathen, von denen ich sprach, zum Beispiel die von Grace Upton?"

"Beide sind schlimm — wie sie nur sein können. Ich bin indeß nicht sicher, ob ich nicht Fräulein Uptons Handlungsweise den Vorzug geben soll. Sie bekommt zum wenigsten das, was sie sich erkaufte, und ihre Familie wird dadurch nicht geopfert."

Diedriks Weib.

Hinterlassenes Manuskript von E. v. Dincklage.

(Nachdruck verboten.)

Das Atelier des Photographen Hüfig in Bentheim war voll von Bauern aus der Grafschaft, die Frauen in ihrem ernsthaften Nationalanzug mit den Spitzenhauben die nach holländisch nachbarlichen Brauch, die Haare verstecken und wieder durch einen großen, sammetgefütterten Schirmhut überwölbt werden, dessen Sammetbänder mit einer silbernen Doppelspange schließen. Während die großen und stattlichen Grafschasterinnen, bis auf die Schnallenschuh hernieder, der angestammten Mode treu blieben, hatten die Männer und Knaben ihre langen Wollstrümpfe, geblühten Westen und Kniehosen gegen Stiefel und gewöhnliche Tuchkleidung vertauscht, und ihr Benehmen, sogar ihre Züge, erhielten durch diesen Kontrast etwas Gewöhnliches, Charakterloses neben den, längst vergangene Jahrhunderte vertretenden, strammen Bäuerinnen. Der Photograph beabsichtigte die Familie zu gruppieren, um ein künstlerisches Gesamtbild herzustellen, davon wollte aber Frau Adriane Schulte nichts wissen, sie verlangte, man solle gebühlich und ehrbar in der Reihe sitzen, wie in der Kirche, sie selbst an der Seite ihres Mannes Everwijn Schulte vom Schultenhofe bei Neuenhaus, neben diesem der Enkel, der auch Everwijn hieß.

„Wiege van der Been.“ befahl die Alte, Du setzt Dich zu meiner Rechten, ich bin stolz auf Dich, meine älteste Tochter, denn Du hast mir sieben Enkel geschenkt, daneben setzt sich meine Tochter Mariete Noordmann, die Mutter von vier Kindern, dann kommt meine Schwiegertochter Geertruide Schulte, die dem Schultenhofe, der seit Menschengedenken bestanden hat, seinen Erben gegeben hat, so daß mein einziger Sohn der letzte in der Reihe sein wird. Diedrik wollte nicht mit uns auf dem Bilde stehen, weil er sagt, er muß an sich selbst genug haben und ist Niemandem etwas schuldig, als seine Knochen dem Kirchhofe! Hinter uns stehen die Schwiegertöchter und die Kinder. Vater Everwijn, ich und meine Töchter, wir wissen, daß wir nicht umsonst lebten, von Euch andern muß sich's zeigen, wie Ihr's zu Ende bringt!“

„Seid Ihr noch nicht fertig?“ rief der Photograph und steckte den Kopf unter die schwarze Decke, die über der Maschine lag.

Sie waren fertig. Geertruid, die Kinderlose, senkte den Kopf, sie war so tief traurig. Der kleine Everwijn machte ein dummes Gesicht, und der Enkel Hindrik schnitt hinter dem Rücken seiner Mutter, die ihre Biere nach Kräften verzog, eine Frage.

Nachdem Herr Hüfig das Bild für gelungen erklärte, zog Frau Adriane, wie eine alte Henne, mit ihrem Gefolge wieder ab, Everwijn, der Großvater an ihrer Seite, dann die beiden Töchter, dann die Schwiegertochter, die Schwiegertöchter und die Kinder.

Zu Nutz und Frommen der Jugend wurde ein Besuch des fürstlichen Schlosses zu Bentheim, das mit seinem Wartthurm auf dem Felsen stehend, mittelalterlich genug in's Land hinunterschaut, ein Gang in die herrlichen, ausgedehnten Waldungen und eine Besichtigung des Schwefelbades mit seinem hübschen Kurhaufe vorgenommen. Geertruid hielt Schritt mit ihren Schwägerinnen, ihr Auge ruhte auf den alten Mauern und Zinnen, versenkte sich in die blaugrünen Waldesschatten, schien die eleganten Badegäste zu mustern, aber nichts von alle dem drang in ihr Bewußtsein, die erregte Fluth herbergt keine Spiegelbilder, und in ihr zuckte jede Faser im gekränksten Stolze, in Bitterkeit über das graujame Unrecht, das ihr widerfahren. Geertruid Schulte enttammte einer Familie, die an alter Abkunft und einträglichem Besitz derjenigen ihres Gatten in keinem Punkte zu weichen brauchte, sie war eine Schoneveld, von dem Hofe gleichen Namens bei Wilsun, geboren in der Wassermühle, die in Kriegs- und Friedenszeiten den Wohlstand jener Besitzer aufrecht erhielt, von deren Macht und Selbstständigkeit noch der doppelte Ringgraben zeugt, der den ehemaligen Burgbau umgab. Geertruid zählte jetzt sechsundzwanzig Jahre, sie hatte vor sechs Jahren ihrem Mann, den Schulten-Erben nicht grade aus Wahl, aber auch nicht ungern geheirathet und war von der etwas scharfen Schwiegermutter bestens aufgenommen, bis Jahr auf Jahr verging, und der Hof statt lebendiger, immer ernster und stiller wurde. Anfangs murrte Frau Adriane nur im vertrauten Kreise, dann aber lauter und lauter.

Vater Everwijn tröstete dann und wann die Schwiegertochter, in seiner Gutmüthigkeit übersehend, daß solche Entschuldigung wiederum ein unverdienter Vorwurf ward; nach und nach wurden Redensarten wie: „Ja, andere Leute, die Kinder haben —!“ oder „Für wen arbeiten wir denn eigentlich?“ oder „Uns wird dermal-einst auch keiner nachweinen!“ den Tischgenossen, zu denen auch das Dienstoffolk zählte, ganz geläufig, Geertruid wurde alles Gute mit dem Bemerk vergällt: „Du hast ja auch sonst nichts auf der Welt!“ und alles Schlimme auf sie zurückgeschleudert: „Na, Du hast ja keine Last und Müß' vom Leben und brauchst Dich für Niemand quälen!“

Dann kamen wieder arme, mühselige Familienmütter und neideten sie und sagten: „Du hast es gut, Druke, Dich schreit Niemand aus dem Schlafe, Jahr ein, Jahr aus!“ Sie wußten nicht, was in der Seele der armen, jungen Frau klagte und sehnte und schrie. Die Schwägerinnen meinten, Diedrik und Geertruid könnten

ja einen ihrer Jüngens an Kindesstatt annehmen, aber gegen diesen Vorschlag empörte sich das Herz der jungen Frau, wie konnten diese ungeschickten Bengel das ersehen, was sie in so schwerer Pein vermischte?

Als der Photograph die Bilder schickte, hätte Geertruid ihr liebes, unschuldig Gesicht geradezu austragen mögen, aber sie stimmte aus Trotz bei, daß es ein natürliches Bild geworden sei. Einer der Jüngens rief: „Seht doch Mähm Druke ballt die Fäuste auf der Schilderei!“

„Ach, Du Naseweis,“ schalt die Großmutter, „das sieht nur so aus auf Bildern!“

Geertruid wußte besser, was ihre Hände zusammen gekrampft hatte.

Seit dieser Zeit war es der jungen Bäuerin, als könnte sie nicht so fortleben wie bislang; aber wozu ihr Leid tragen? Zu ihren Eltern — nein, die begriffen nichts! Sollte sie in die weite Welt fliehen, vielleicht nach Amerika — o, dann würden ihre Schwägerinnen erst recht triumphiren! Einmal mußte sie ja sterben und dann war's aus, aber bis dahin konnte noch eine Stiege Jahre vergehen, denn sie war noch jung.

Diese Gedanken erfüllten sie, als sie eines Tags den Grummet auf der Wiege umwendete, mit dem zweiten Grasschnitt hat man immer seine liebe Noth, weil die Herbsttage schon kurz und meist auch, namentlich in Norddeutschland, feucht sind. Da erklang vom Dorfe her eine Drehorgel. Es war eine traurige Melodie, aber zuweilen lachte doch etwas in derselben auf, und das gefiel Geertruid, denn wer wäre gern traurig! — Sie kannte schon ein wenig die Melodie und auch den alten Italiener, der seinen Leierkasten seit lange um diese Jahreszeit durch die Dörfer der Grafschaft trug.

Er, der Italiener nämlich — noch immer ein wenig nach Branntwein, blickte aus dunklen, freundlichen Augen und hatte ihr einmal erzählt, daß er seine Familie vor neun Jahren verlassen habe, Frau und Tochter und sein schönes, schönes Italien. Geertruid dachte daran und sagte vor sich hin: „Wir sind schrecklich allein!“ obwohl sie doch das lange, rothe, oben mit Haidekraut überkleidete Dach ihres Hauses ganz gut sehen konnte und auch ihren Mann, der mit den Braunen neben dem Hofe ackerte.

Als der Grummet ausgekreut war in der Herbststunde, wandte sich die Bäuerin heimwärts; da sie keine Eile hatte, war's ihr gerade angenehm, daß neben dem Schlagbaum im Schatten der Erlen eben der alte Italiener rajete, sein breiter Schlapphut deckte einen bereits grauen Kopf und der fällt den Wanderschuhen schwer zu tragen.

„Wie ist Gesundheit?“ fragte der Alte, der ihre freigebige Hand kannte.

„D — was das anlangt — ich bin nicht krank!“ war die Antwort.

„Ah —“ entgegnete der Orgeldreher mißbilligend das Haupt bewegend, „keiner kleiner Bambino — Mutter Gottes bitten auf Wallfahrt!“

„Das hilft mir nicht,“ lehnte Geertruid den Vorschlag ab, die Schonevelde, meine Vorfäter, sind schon vor dreihundert Jahren durch Johann Hasenhart zum Lutherthum bekehrt!“

„Stimm, stimm is!“ bedauerte der Italiener; dann aber heiterten sich seine Züge auf, er zog ein altes, schmutziges Büchlein aus der Tasche, suchte in den gebräunten Blättern umher, stieß einen lauten Pfiff durch die Zähne und begann mit erhobener und immer feierlicherer Stimme einen Vers zu lesen, ja, von dem Wohllaute seiner Muttersprache begeistert, las er denselben noch einmal.

Geertruid verstand nichts, aber es klang so schön, so fremd, daß sie ihre Hände faltete und ihre Augen feucht wurden. Die tönenden, geheimnißvollen Worte erfassten sie ganz verheißungsvoll und nun machte sich der Orgelmann an die Uebersetzung:

„Schmerz tief wie Meer — thut nix!

Sorge schwarz wie Nacht — thut nix

Liebe tiefer, Hoffnung heller is,

Wenn Du findest Christblume,

Erbliht in Weihnacht'snacht,

Wurzel nicht in Erde steht,

Erdenblume groß anders,

Hat nicht Gestalt und Farbe,

Leuchtet doch wie Gluth.

Wenn Du findest sie, bist Du glücklich! Basta.“

„Ich habe nimmer von der Blume gehört und weiß nicht, wo sie wächst!“ sprach die Bäuerin mit bebenden Lippen, „aber suchen will ich, ja suchen will ich. Dünnk Euch, daß sie hier —?“

„Hier — hier — hier, Natale, Jesus, Erlöser Geburt!“

„Ich glaube wohl nicht an Wahrsagerien,“ meinte Geertruid, „aber wenn mir das Glück, das ich in Gedanken habe, kommt, dann will ich Euer Büchlein rund um mit Thalerstücken bedecken, so daß ihr heimkehren könnt und Eure alten Tage zu Ende leben unter Eurem Dache!“

(Schluß folgt.)